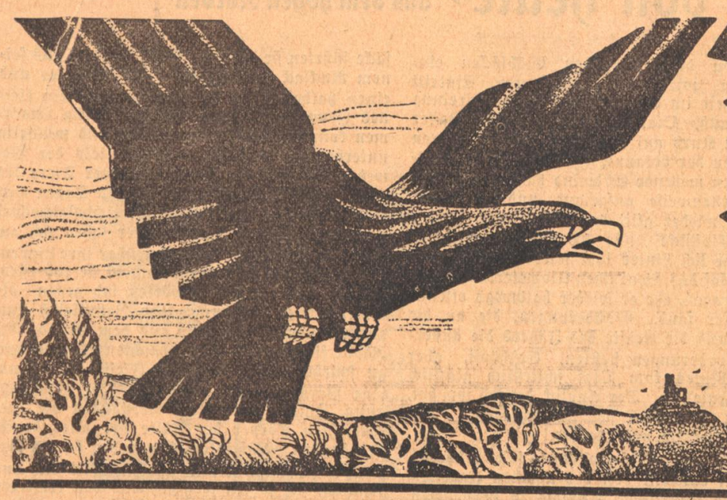
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

14 (8.4.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 14 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 8. April 1934

Kunst und Volkstum

Kunst kommt von Können.

Was für ein Können ist es aber, das man Kunst heißt?

Volkstum ist etwas Bleibendes, Wesenhaftes am Volk.

Was für ein Wesenhaftes, Bleibendes im Volkstum aber will Kunst, ist Kunst?

Diese beiden Fragen gilt es zu klären und zu beantworten, wenn man den Zusammenhang von Kunst und Volkstum ergründen und zum Ausgangspunkt eines neuen Kunstprogramms machen will, wie es der Nationalsozialismus fordert.

Wir wissen heute, daß es zwar immer schon seit tausend Jahren und früher deutsches Volkstum gegeben hat, daß es aber so etwas wie ein deutsches Volk nach furchtbaren Schicksalen im Laufe der Jahrhunderte erst wieder eigentlich seit dem 70er Kriege gibt.

Der Sieg der völkischen Bewegung Adolf Hitlers hat — und das klar zu sehen, ist das Wichtigste — bewußt im Geiste und in der Tat das deutsche Volk von innen her beseelt und somit eigentlich neu geschaffen an Seele und Leib.

Mögen früher die Eigenschaften und Regungen deutschen Volkstums noch so stark und ausdrucksvoll gewesen sein, mögen sie sogar aktive politische Gestalt angenommen haben wie bei den Befreiungskriegen gegen Napoleon und im Einigungskriege der deutschen Stämme 1870, eines hat immer gefehlt: der stahlharte, unbedingte Wille zur Nation.

Ein skizzenhafter Rückblick über die Entwicklungsepochen deutschen Schaffens und Volkstums mag das erläutern.

Man spricht im allgemeinen von zwei Blüteperioden deutscher Kunst.

Die eine ums 12. Jahrhundert unter der Kaiserherrlichkeit der Hohenstaufen ist durch die Namen großer Lyriker und Epiker bekannt wie Wolfram von Eschenbach, den Dichter des Parsifal, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, um nur die bedeutendsten zu nennen.

Die zweite Blüteepoche ist das klassische Zeitalter Johann Wolfgang Goethes und Friedrich Schillers, die von den großen Vorläufern, Lessing, Klopstock und Herder würdig vorbereitet wurde.

Diese beiden Blüteperioden, die wir der Vereinfachung halber füglich als Gotik und Klassik bezeichnen wollen, sind aber nicht die einzigen des deutschen Volkes.

Es ist das Verdienst des Literarhistorikers Wilhelm Scherer, immer wieder mit Nachdruck betont zu haben, daß diesen beiden uns geläufigen Blüteperioden der deutschen Kunst (und zwar der Gesamtkunst einschl. Dichtkunst und Bildende Kunst, von der Musik wird noch besonders zu sprechen sein) eine dritte vorausgegangen sei, die an Ursprünglichkeit und Gewalt alles Nachfolgende in den Schatten stellte.

Es ist die Zeit, als die Völkerwanderung, jene ungeheure Umwälzung Europas durch die Germanen, bereits vollzogen und der Zusammenprall der stolzen Sieger mit der geistig überlegen gerüsteten und verfeinerten alten Römerwelt, etwa 600 Jahre nach Christi Geburt, einen der fruchtbarsten, mit Hochspannung geladenen Momente der geistigen Weltgeschichte erzeugte.

Die gewaltigen Taten der Völkerwanderung lebten weiter in Heldensängen, die nie geschrieben wurden, sondern sich unter den Stämmen selbst von Mund zu Mund fortpflanzten als Lieder.

So besangen die Goten ihren König Theoderich den Großen in der Sage Dietrich von Bern (Verona) genannt und den Hunnenkönig Attila als König Etzel, so besangen die Burgunden und die Niederdeutschen ihr Königs- und Heldengeschlecht. Lieder der alten nordischen Edda feierten auch den Lichthelden im Kampfe mit dämonischen Mächten der Natur, ein monumentaler, unerschöpflich reicher Mythus von Gott, Natur und Mensch schließt jeden Germanen ins Schicksal aller seiner Vorfahren und Mitlebenden und Nachkommen ganz mit ein. Die Lichtgestalt Baldurs ersteht in Siegfried, dem beliebtesten germanischen Helden wieder.

Kunst, Religion, Völkerstamm, Sippe, Männer- und Frauenleben ist heldisches Alleben, Kunst und Wirklichkeit gehen ineinander über, durchdringen sich gegenseitig, ja sie sind noch eins, Tat und Kult und schöpferische Phantasie aus einem Blut, aus einem Guß, ein starkes Wollen, Fühlen, Denken.

Leider besitzen wir aus dieser großen Zeit germanischen Schaffens in unserem heutigen Lebensraume kaum nennenswerte Zeugnisse.

Das englische Volk ist glücklicher daran.

Es besitzt mit seinem „Beowulf" einen grandiosen dichterischen Findling dieser dichterisch reichsten Epoche.

600 Jahre später nur spiegeln die Heldenepen von Siegfried, Gudrun, Hug- und Wolf-Dietrich usf. diese Zeit, wenn auch nur sehr abgeschwächt, wider.

Das Nibelungenlied ist das gewaltigste Denkmal der Heldensage dieser zweiten großen Blütezeit deutscher Kunst.

Aber schon dieses Nibelungenlied erfaßte nicht mehr unmittelbar das ganze Volk. Von fahrenden Sängern wurden seine einzelnen Aventiuren an den Höfen der Fürsten, auf den Burgen der Ritter und gelegentlich auch auf den Straßen und den Märkten des Volkes vorgetragen.

Die Heldensänge der ersten großen Blütezeit wurden vom Volke selbst nicht nur gesungen, sondern auch gedichtet. Da sie nicht niedergeschrieben wurden oder als Kunstwerk eines besonders sich berufen fühlenden Dichters entstanden, sondern ein offenes dichterisches Gewebe um das geschichtliche Geschehen darstellten, zu dem jeder Unbekannte die Gaben seiner Phantasie und Erlebniskraft fügen konnte, war diese heldische Kunst nichts anderes als die

Schwarzwälder Trachten: Villingerinnen

Aufnahme: Bauer, Karlsruhe.

Die Macht des Willens

Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig.

Joh. Wolfgang Goethe

*

Nicht was der Mensch „weiß", sondern was er „will" entscheidet über seinen Wert oder Unwert, seine Macht oder Ohnmacht, seine Seligkeit oder sein Unglück.

Gust. Adolf Lindner

*

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben: die Ohnmacht hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Friedrich Schiller

*

Dem Manne, welcher fest das Große will, muß das Geschick sich zahm zu Füßen schmiegen.

Rud. von Gottschall

*

Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht! Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer Knecht.

Joh. Wolfgang Goethe

Aus dem Inhalt:

Walter Persich: Ein Schmied auf dem Jahrmarkt

Hans Friedrich Blunck: Ein alter Musikant

Karl Reinstein: Die badischen Leibgrenadiere vor Paris 1814

Karl Jörger: Der Grenadier und die Madonna

Hermann Moos: Spuk um Ubstadt

Friedrich Singer: Charakter

Hans Helfritz: Hadramaut

Technische Beilage: Stauwerk Kembs — Wiesentalbahn elektrisch.

Feier gelebter volkhafter Wirklichkeit, sie war typische, geläuterte, allen verständliche und alle erfassende Wirklichkeit germanischen Wesens und Lebens.

In der zweiten Blütezeit deutscher Kunst etwa 600 Jahre später, waren schon teilweise fremde Vorbilder maßgebend. Es war schon etwas besonderes, Dichter und Sänger zu sein, es gab schon gewisse strenge Regeln des Verses und der Wortkunst, daß schon jenes Gebilde schöner Formung entstand, das heute noch die Kunst als solche scharf von der formlosen Wirklichkeit trennt und den Kunstfertigen vom Laien. Kunst wird ausschließlich Sache der Berufung und Begabung einzelner.

Der Sängerwettstreit auf der Wartburg ist ein Zeichen dafür, welche überragende Rolle sehr bald die Kunstfertigkeit als solche im Ehrgeiz des einzelnen gespielt hat. Die Kunst hat damit bereits den ersten entscheidenden Schritt vom Volke weg getan, um eine eigene Angelegenheit zu werden, für die man sich mehr oder weniger eignen oder interessieren kann.

Es ist leider nicht möglich, in diesem engen Rahmen auf all die Strömungen einzugehen, die das Kunstschaffen des Volkes selbst über alle Jahrhunderte hinwegtrugen, so sehr sich auch die offizielle Kunst abgesondert haben mag.

Die Sprichwörter, das Volkslied, die Volkssage, das Märchen begleiten das deutsche Volk in unvergleichlicher Fülle durch alle Jahrhunderte deutscher Geschichte. Die Volksbücher aus dem 16. Jahrhundert, darunter das vom „Doktor Faust", und die Sammelarbeiten in „Des Knaben Wunderhorn" von den Heidelberger Romantikern Arnim und Brentano, die Märchen der Brüder Grimm sind nur kleine Ausschnitte aus dem unerschöpflichen Born der echten Volksdichtung.

Sehr früh hat auch die Kirche es verstanden, das Leben und Leiden Christi auf dem Wege der Kunst dem Volke nahe zu bringen. Die mittelalterlichen Marienleiche, vor allem aber die Christnacht- und Passionsspiele, die Teufelskomödien und Mysterienspiele haben sich bis in unsere Zeit herein als ein Stück Volksdichtung erhalten.

Besonders beliebt beim Volke waren vom 15. Jahrhundert an die Rüpelszenen und Komödien der fahrenden Leute, die das Volk auf den Märkten belustigten.

Hans Sachs hat diese Art Volksdichtung zu einiger Vollendung gebracht. Die Puppenspiele und Kasperltheater mit dem unsterblichen Hans Wurst, die Clowns der Zirkusse und die witzigen Reden der Jahrmarktschreier sind noch Ueberbleibsel humorvollen künstlerischen Schaffens des Volkes.

Diese Andeutungen aus der Geschichte der volkhaften Kunst mögen genügen, um zu erkennen, daß ein wesenhafter, klarer Unterschied zwischen Volkskunst und gebildeter Kunst von jeher bestand, ein Unterschied, der heute nur im Laufe der Entwicklung noch viel krasser geworden ist.

So wird das Kunst- und Kulturideal z. B. eines Goethe, wie es „Die Geheimnisse" offenbaren, eine auserlesene Gemeinschaft, „deren einzelne Glieder unter dem Symbol des mit Rosen umwundenen Kreuzes auf ihre „eigenste Weise im Stillen" die göttliche Gemeinschaft suchen."

Zeit- und raumlos schwebt somit in dieser dritten Blütezeit deutscher Kunst der Begriff der Kunst als edelster Humanismus über aller irdischen Wirklichkeit. Die Kunst wird um der Kunst willen betrieben, eine Angelegenheit gebildeter Einzelmenschen, die vor der geschichtlichen und politischen Wirklichkeit in das ästhetische Reich der Schönheit, der „schönen Seele" flüchten.

Alle naturhaften und geistigen Bindungen des Volkes waren bedenklich gelockert. Die französische Revolution und vorher schon die Renaissance hatte die Einzelpersönlichkeit verherrlicht; das Zeitalter des Individualismus, an dessen Grabe wir stehen, erlebt seine geistige Blüte, bevor es nach Goethes Tod immer mehr ins Materialistische versinkt. Hatte noch im Mittelalter die geschlossene Weltanschauung der Kirche alle Menschen geistig gebunden, so sahen sie sich nach dem Zerfall des alten Reiches und aller mittelalterlichen Autoritäten einem geistigen Auflösungsprozeß gegenüber, der wohl bis zu gewissem Grade notwendig und durch nichts und niemand aufzuhalten war, weil die politische Entwicklung im Wechsel der Herrschaft verschiedener Stände eisern ihre eigenen Bahnen lief. Das Reich des Geistes und der Kunst schien sich somit überhaupt nicht mehr mit der geschichtlichen Wirklichkeit zu berühren.

Beide gingen ihre Wege, hatten ihre eigenen Gesetze, ihre eigenen Interessenten.

Volkstum und Kunst schienen hoffnungslos getrennt zu sein zu der Zeit, als Deutschland anfing, in die politische Wirklichkeit bewußt einzutreten.

Verächtlich fast schaute der Künstler, der Dichter, auf das garstige Handwerk der Politik herab und oft auch umgekehrt. „Torquato Tasso" beweist, daß Goethe schon diesen Zwiespalt erkannte. Politik und Kunst, Wirklichkeit und Dichtung gehen fortan getrennte Wege, sie haben kaum mehr etwas miteinander zu tun.

Die geistige Katastrophe ist damit unaufhaltsam; denn eine Kunst für ein Häuflein Spezialisten und gebildete Interessenten ist nicht nur ein Luxusartikel, sondern zugleich Ausdruck der Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen, des Verrats am eigenen Volkstum um persönlichen Genusses und gewisser dünkelhafter Standesvorteile willen.

Die Kunst ist nicht mehr ein wesentlicher Teil des Volkslebens, sondern Randbemerkung. Sie scheint endgültig zum Genußmittel für gelangweilte Großstädter degradiert zu sein. Neugierde und Reiz werden treibende Kraft.

Hier ist ein Wort über die Musik einzuschalten. Sie macht nämlich in Deutschland eine rühmliche Ausnahme gegenüber der übrigen Kunst.

Aber gerade diese Ausnahme ist bezeichnend. Welche Kunst könnte der müden Flucht vor der Wirklichkeit besser dienen als eben diese innerlichste aller Künste? Man hat bewiesen, daß die Musik fähig sei, den Willen des Menschen zu lähmen, sie führe in das Nirwana. Isoldes Liebestod in Wagners „Tristan und Isolde" ist berühmt dafür. So ist die Flucht in Musik nur eine Bestätigung, daß wir nicht nur, wie das Ausland spottete, ein Volk der Dichter und Denker, sondern sogar der Träumer geworden waren.

So ist das gesamte moderne Leben im Zeichen des Liberalismus in lauter Einzelgebiete auseinandergefallen, Spezialgebiete wie Religion, Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft, Technik, Politik usf., und diese Spezialgebiete wiederum zerfallen in noch speziellere Fachgebiete und raffiniertestes Spezialistentum genau so, wie das Volk selbst aufgeteilt ist in Interessengruppen, Konfessionen, Stände, Klassen und schließlich in lauter Einzelindividuen, von denen keines mehr das andere im Grunde versteht. Kalt, fremd, ja oft feindlich mit zerzauster, vergifteter, müder Seele stehen sie einander gegenüber, die Massenmenschen des 20. Jahrhunderts, die entwurzelten Träger der Zivilisation.

Wo kein Volkstum blüht, wo die Seele verdorrt ist, wo es keine inneren Gemeinsamkeiten mehr gibt, da ist auch die Muse zur Dirne herabgesunken.

Das ist der Zustand um die Wende des 20. Jahrhunderts.

Da setzte der erste revolutionäre Ansturm ein aus der Breite und Tiefe des Volkstums. Er kam von der deutschen Jugend. Die bündische Jugendbewegung machte entschieden Front gegen die im Materialismus versinkende bürgerliche Welt und zwar indem sie dieser in entschieden schlichter und idealistischer Haltung die seelische und landschaftliche Gemeinsamkeit und Verbundenheit des Volkstümlichen gegenüberstellte. Volkslied, Volkstänze, das Wandern in der Natur, Laienspiele, anknüpfend an den Wechsel der Jahreszeiten, an die Volkssage, ans Märchen, wurden eifrig gepflegt. Mag auch viel Irriges, Phantastisches und auch Untaugliches dabei gewesen sein, eines war unbestreitbar: Die große, revolutionär idealistische, volks- und seelenbejahende Haltung!

So kam der Weltkrieg, das große Stahlbad für diese Jugend. Jetzt galt es, sich zu bewähren, zu kämpfen um das, wofür man bisher nur geschwärmt hatte: fürs Deutschtum.

Das entscheidende Erlebnis reifte, und es war so gewaltig, daß es später auch zur größten politischen Umwälzung aller Zeiten geführt hat.

Das Erlebnis aber war in wenigen Worten folgendes: Auf das Ganze kommt es an! Der Einzelmensch bekommt nur vom Ganzen her seinen Wert und Sinn. Denken und Fühlen in Ehren, wo der Wille fehlt, ist alles eitel.

Nicht nur Dichter und Denker sein, nicht Träumen gilt, sondern die Selbstbehauptung auf jeden Fall. Deutschland muß ein Ganzes werden, getragen von ganzen Männern, von Kämpfern; dann erst verdienen wir die Freiheit und das Leben. Der heldische Wille erstand wieder in aller Bewußtheit und konnte über mehr als ein Jahrtausend zurück wieder anknüpfen an die Epoche jener ersten Blütezeit.

Auch dieser Weltkrieg bewegte Millionen Menschen ähnlich wie die Völkerwanderung, vor allem aber zerbrach er die Starre der bürgerlichen Zivilisation, um die Seelen in Bewegung zu setzen, sie neu zu entflammen.

Das Volkstum als Gemeinsamkeit des Blutes, der Sprache und des Schicksals fand sich selbst wieder.

Das Wort „Deutsch" vom Althochdeutschen tiudise herstammend, bekam wieder seinen alten Sinn, der da heißt: „Zum Volk gehörig!

Die völkische Bewegung Adolf Hitlers ist die seelisch-geistige Ernte des Weltkriegs, sie zeitigte das Auferstehungswunder eines fast hoffnungslos darniederliegenden großen Kulturvolkes.

Der Geist des Ganzen trug den Sieg herbei.

Kunst ist Können. Können aber heißt: Leben behaupten, Leben mitteilen, Leben erheben, Leben feiern!

Wesenhaftes Volkstum aber muß ein Ganzes sein, nicht Fühlen allein, nicht Denken allein, der Wille schafft erst Platz, er muß auch herrschend sein: Der Wille zum Ganzen ist unser Können, ist unsere Mission.

Karl Neuscheler

(Vorstehender Vortrag wurde am letzten Donnerstag vor den Propagandaleitern des Gaues Baden in Ettlingen gehalten.)

Wikingersage von heute / Eine wahre Geschichte aus dem hohen Norden

Es ist ein Zauber eigener Art, mit dem der skandinavische Norden den Besucher in seinen Bann schlägt. Kaum in einem anderen Lande haben sich die Bewohner das kostbare Gut völkischer Eigenart und einer tausendjährigen Tradition — die bis tief in die Wikingerzeit zurückgeht — in ähnlicher Reinheit zu erhalten gewußt. Wie ein Kapitel aus einer alten Saga mutete mich die Erzählung an, die ich von meinem alten Freund, dem Robbenjäger Sven aus Tromsö, hörte, als wir nach zweijähriger Trennung eines Tages wieder in einer Hafenkneipe in Narvik zusammensaßen. Wenn Sven sagt: „Ich werde dir eine Geschichte erzählen, die sich voriges Jahr bei uns zu Hause zugetragen hat", dann ist das in meinen Augen ein überzeugenderer Beweis für die Wahrheit als eine notarielle Beglaubigung. Ich kenne Sven. —

Knut und Olaf, beides tapfere Burschen und Robbenjäger, liebten beide das gleiche Mädel, die Tochter eines kleinen Reeders aus Tromsö, die flachsblonde Oda. In solchem Falle gibt es nach altem Wikingerbrauch nur einen Ausweg: den ritterlichen Zweikampf. Ehe zu diesem letzten Mannestitel gegriffen wird, prüfen die Bewerber monatelang die Festigkeit ihrer Gefühle. In der Zwischenzeit herrscht ein ritterlich innegehaltener Burgfriede, der sogar die beiden Bewerber nach ungeschriebenem Gesetz verpflichtet, sich in Gefahren gegenseitig beizustehen.

An einem dunklen Februartag ging Olaf allein auf die Robbenjagd. Tagelang wanderte er, das leichte Boot hinter sich herschleppend, an der Küste entlang, ehe er eine geeignete Stelle fand, um hinauszurudern. Nahrungsvorräte hatte er reichlich mitgenommen, da es oft vorkommt, daß ein Robbenjäger von den treibenden Eisblöcken eingeschlossen wird und bis zum Eintritt der Tauzeit im Sommer auf seine Befreiung warten muß. Olaf setzte das Boot ins Wasser und hielt Kurs auf eine ihm von früheren Jagdzügen her bekannte Insel. Der seit einigen Tagen wehende Südwind hatte die großen Blöcke stellenweise aufgetaut und gespalten. Hin und wieder glitt das Boot durch Felder kleiner Eisstücke wie durch eine breiartige Masse, die sich hinter ihm wieder schloß. Oft mußte Olaf das Boot über kilometerlange Eisflächen tragen, ehe er wieder halbwegs offenes Fahrwasser fand. Wanderungen, die an die Nerven und die Kräfte des Jägers die äußersten Anforderungen stellten. Erschöpft, aber frohen Mutes kam Olaf schließlich glücklich auf der Insel an. Der Anblick, der sich ihm bot, ließ sein Jägerherz schneller schlagen, Die Insel wimmelte voll Robben!

„Halloh! Olaf!" Erstaunt, fast erschreckt, hier weit entfernt von der nächsten Jagdsiedlung eine menschliche Stimme zu vernehmen, wandte sich Olaf um. Sein Nebenbuhler Knut stand vor ihm! Ein kameradschaftlicher Händedruck ersetzte die Begrüßungsworte. Gemeinsam gingen beide an die Arbeit.

Es war März geworden. Das Frühjahrstauwetter hatte eingesetzt. Das Krachen der Eisblöcke, die der Tauwind sprengte, füllte die Luft. Olaf und Knut arbeiteten gemeinsam auf einem großen Eisblock, den eine anscheinend sehr widerstandsfähige Eisschicht mit der Insel verband. Aber plötzlich erzitterte der Block wie ein erwachender Gigant in allen seinen Fugen. Ein ohrenbetäubendes Krachen! Die Eisbrücke zur Insel war geborsten! Langsam, dann schneller, und immer schneller trieb der Block ins offene Wasser hinaus! Brot und alle anderen Vorräte waren auf der Insel geblieben! Nichts als ihre Gewehre und Rucksäcke führten sie bei sich. Knut förderte aus seinem Rucksack eine Schachtel Streichhölzer und einen halben Liter Spiritus zutage. Ein kleines Feuer, an dem sie sich notdürftig erwärmen konnten, wurde angezündet und mühselig unterhalten. Abends wurde mittels der Gewehre und aus den Häuten erlegter Tiere ein Zelt errichtet. Bereits nach einigen Tagen war trotz aller Sparsamkeit die Streichholzschachtel verbraucht. Die beiden Männer sahen sich an, aber kein Wort der Klage kam über ihre Lippen. Die Fische, die sie fingen, mußten sie roh essen. Körper und Nerven empörten sich gegen die widerwärtige Nahrung. Ihr Zahnfleisch entzündete sich, Blut tropfte aus dem Mund, die Zähne fielen aus. Sie versuchten es, Seevögel zu schießen. Aber das rohe Fleisch war kaum eine Verbesserung gegenüber der Fischnahrung. Immer weniger widerstanden die geschwächten Körper der Kälte der alles durchdringenden Feuchtigkeit. Da rieben sie sich ihre Körper gegenseitig mit Seehundsfett ein und schützten sich so ein wenig. Aus den kräftigen Burschen waren wandelnde Skelette geworden. — Wochenlang war zwischen ihnen nie ein Wort über das von beiden geliebte Mädel gefallen. Aber eines Tages fuhr Knut aus einem dumpfen Brüten auf und sagte: „Wenn ein Wunder geschieht und wir beide zurückkehren, werden wir um Oda kämpfen." „Ja", sagte Olaf und schwieg. —

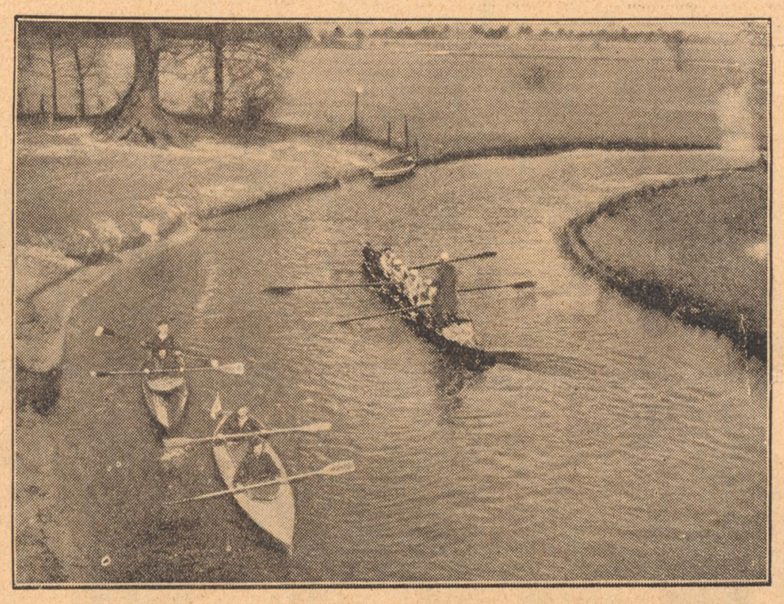
Mit jähem Ruck fuhr Olaf eines Nachts aus dem Schlaf. Der Eisblock, der seit Wochen ihre Heimat geworden war, war geborsten! Auf dem abgespaltenen Stück trieb schon in mehreren Metern Entfernung Knut, sich in immer schnellerem Tempo entfernend. Als die Sonne am nächsten Tage aufging, war keine Spur mehr von Knut zu entdecken. Bald brach die letzte Widerstandskraft, die Olafs geschwächter Körper in unerhörter Energie noch aufgebracht hatte. Er sank auf das Eis und vermochte nicht mehr, sich zu erheben. . . .

Bewußtlos fanden ihn Stunden oder Tage später Walfischfänger. Olaf kehrte in die Heimat zurück. Er genas, und nur zwei harte Linien um den Mund verrieten das Leiden der furchtbaren Erlebnisse.

Alle Nachforschungen nach Knut waren vergeblich und Olaf hatte sich von der schönen Oda das Jawort geholt. Zwei Jahre ungetrübten Eheglückes folgten. Da klopfte es eines Abends an die Fensterscheiben des Hauses. Ein bärtiges Gesicht erschien hinter der Scheibe im Zwielicht der zitternden Sterne. Der totgeglaubte Knut! Olaf wähnte ein Gespenst zu sehen! „Nein, Olaf, ich bin es wirklich. Jetzt gilt es, dein „Ja" einzulösen. Nimm dein Messer. Wir wollen um Oda kämpfen."

Mit einer Erbitterung sondersgleichen stürzten sich die beiden Männer aufeinander, die in treuer Bruderschaft wochenlang dem andrängenden Tod widerstanden hatten!! Schon blutete Olaf aus mehreren Wunden, die der rasende Knut ihm versetzt hatte, und taumelte zu Boden. Knut holte zum tödlichen Streiche aus. Da drang das fröhliche Lallen eines Kindes an sein Ohr. Knuts Hand entfiel das Messer. „Das Kind ... Euer Kind" entrang es sich seinen Lippen. „Du bist der Vater ihres Kindes. Lebe ...!"

Und schweren Schrittes ging Knut hinaus in den dämmernden Morgen einer freudlosen Welt.....



Erste Ausfahrt in den Frühling

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 14, 8. April 1934.

Im Süddeutschen Zonenturnier

erkämpften sich Hahn und Heinrich die Teilnahme zur Deutschen Meisterschaft. Wir bringen heute eine den frischen Angriffsgeist des 2. Siegers kennzeichnende Kurzpartie.

Indisch.

Weiß: G. Heinrich-Ludwigshafen. Schwarz: Dr. Meyer-Stadtproz.

1. d2—d4 Sg8—f6 2. c2—c4 e7—e6
3. Sb1—c3 Lf8—b4 4. e2—e3.

Eine ruhige und nachhaltige Behandlung dieser Eröffnung, gewöhnlich geschieht hier Db3.

4. .... 0—0 5. Lf1—d3 c7—c5
6. Sg1—f3 Sb8—c6 7. 0—0 Lb4 : Sc3
8. b2 : c3 b7—b6? 9. e3—e4! d7—d6
10. e4—e5! d6 : e5 11. d4 : e5 Sf6—d7
12. Ld3—h7+!

Ein altbekanntes, aber immer wieder herzerfrischendes Figurenopfer.

12. . . . Kg8—h7 13. Sf3—g5+ Kh7—g6
14. Dd1—d3+ f7—f5 15. e5 : f e. p. Kg6 : f6
16. Dd3—f3+.

Aufgegeben, da Weiß seine Figur unter Beibehaltung des Angriffs zurückgewinnt.

Die Gegner des Weltmeisterschaftskampfes.

Seit Ostersonntag kämpfen im Kurhaus zu Baden-Baden der Titelverteidiger Dr. Aljechin und sein Herausforderer, unser Landsmann Bogoljubow, um die Weltmeisterkrone des Schachspiels. Bekanntlich ist dies nicht das erste Zusammentreffen der beiden Gegner, vielmehr hat Bogoljubow noch eine alte Rechnung mit Dr. Aljechin aus dem Jahre 1929 zu begleichen, wo er ohne die Möglichkeit zu genügender Vorbereitung von seinem großen Gegner nach tapferem Kampfe geschlagen wurde.

Zwei sehr spannende Partien aus jenem Wettkampf, die sicher interessieren, wurden uns von Bogoljubow mit seinen eigenen Anmerkungen zugeschickt und seien hier wiedergegeben.

Damengambit.

Gespielt als 1. Wettpartie am 6. September 1929 in Wiesbaden.

Weiß: Dr. Aljechin. Schwarz: Bogoljubow.

1. d2—d4, d7—d5. 2. c2—c4, c7—c6;
3. Sg1—f3, Sg8—f6 4. Sb1—c3, d5×c4.

Alapins Fortsetzung! Mit dem einfacheren 4...e6, konnte sich Schwarz die nun folgenden Komplikationen ersparen.

5. a2—a4! e7—e6,

Schon damals hielt ich die übliche Fortsetzung 5...Lf5 für ungenügend.

6:e2—e4...

Dieser Zug war für mich eine Ueberraschung. Ich erwartete 6. e3, wonach Schwarz mit c5 ein bequemes Spiel erlangen würde.

6....Lf8—b4, 7. e4—e5...

Weiß spielt auf Biegen oder Brechen und sucht hier und im folgenden das Spiel so verwickelt wie nur möglich zu gestalten.

7...Sf6—d5?,

Besser als dieser nicht genügend überlegte Zug war zweifellos der Sprung nach e4.

8. Lc1—d2! Lb4×c3,

Eine weitere Unexaktheit! Schwarz überläßt mit dem fehlerhaften Textzug dem Feind unnützerweise die schwarzen Felder, ein Umstand, der von seinem großen Gegner in meisterhafter Weise siegreich ausgenützt wird. Richtig war 8...b5 oder 8...c5.

9. b2×c3, b7—b5; 10. Sf3—g5!...

Bereits der Beginn des entscheidenden Angriffes!

10....f7—f6. 11. e5×f6, Sd5×f6,
12. Lf1—e2, a7—a6; 13. Le2—f3!...

Machtvolle Verstärkung des Figurendruckes! Falls nun 13....Sd5 (um b5 zu verteidigen), so 14. Le4! usw.

13. ...h7—h6, 14. Lf3—h5 + Sf6×h5,
15. Dd1×h5+Ke8—d7, 16. Sg5—f7, Dd8—e8;
17. Dh5—g6! Th8—g8; 18. Ld2—f4, Lc8—b7.

An der Schwäche der dunkelfarbigen Felder geht Schwarz nun rasch zugrunde.

19. Lf4—g3, Kd7—e7; 20. Lg3—d6 + Ke7—d7;
21. 0—0 c6—c5; 22. d4×c5 Lb7—d5;
23. a4×b5, a6×b5; 24. Ta1×a8, Ld5×a8;
25. Tf1—a1, Sb8—c6;

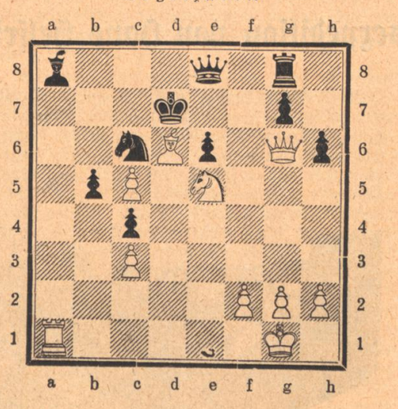
Oder 25. ...Lb7, 27. Ta7, Kc8, 28. Lg3 mit Figurengewinn.

26. Sf7—e5 +

Schwarz gibt auf, denn auf 26...S×e5 entscheidet 27. Ta7+Kc6 und Matt durch 28 De4.

Stellungsbild

Bogoljubow



Dr. Aljechin

Diese Partie zeigt zur Genüge, wie schlecht ich in diesem Wettkampf disponiert war.

Indisch.

Gespielt als 4. Wettpartie am 11. September 1929 in Wiesbaden.

Weiß: Bogoljubow. Schwarz: Dr. Aljechin.

1. d2—d4, Sg8—f6; 2. c2—c4, e7—e6;
3. Sb1—c3 Lf8—b4 4. Dd1—b3, c7—c5;
5. d4×c5, Sb8—a6.

Diese von Dr. Krause empfohlene Verteidigung ist bei exaktem Gegenspiel für Schwarz nicht genügend.

6. a2—a3, Lb4×c3 + 7. Db3×c3, Sa6×c5,
8. f2—f3!...

Dieser Zug sichert dem Anziehenden einen nicht unerheblichen Stellungsvorteil.

8. ...a7—a5; 9. e2—e4, 0—0;
10. Lc1—f4, Dd8—b6?

Besser war die Folge 10.... De7, 11. Td1, Se8, 12. Se2, d6, 13. Le3, Ld7 usw.

11. Ta1—d1, Sf6—e8

Oder 11. ... Sa4, 12. Dc2, S×b2?, 13. Tb1 zum Vorteil von Weiß.

12. Sg1—e2, d7—d6; 13. Lf4—e3, Db6—c7;
14. Se2—d4, Dc7—e7; 15. Sd4—b5, Ta8—a6.

Die einzige Verteidigung gegen die Drohung S×d6.

16. Lf1—e2, f7—f5!

Strategisch in bereits ungünstiger Lage sucht Schwarz den drohenden Gang der Ereignisse durch taktische Verwicklungen zu bannen.

17. e4—e5...

Diese Fortsetzung gibt dem Nachziehenden die erwünschte Gelegenheit, den Damenturm zum Angriff gegen den weißen Königsflügel zu werfen. Vorsichtiger und wohl auch besser war die Folge 17. ef ef, 18. 0—0 f4, 19. Lb4! usw.

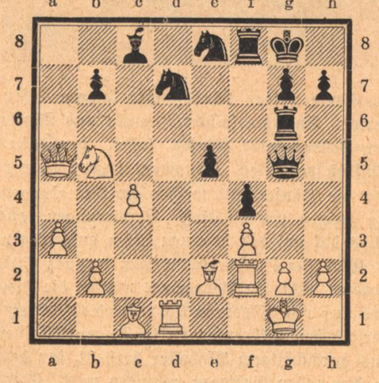
17. ...d6×e5; 18. Dc3×e5, Sc5—d7;
19. De5—c3, e6—e5; 20. 0—0, Ta6—g6!

Der Auftakt zu einer nicht ungefährlichen Königsattacke.

21. Dc3×a5, f5—f4; 22. Le3—c1, De7—g5;
23. Tf1—f2...

Stellung nach dem 23. Zuge des Weißen:

Dr. Aljechin



Bogoljubow

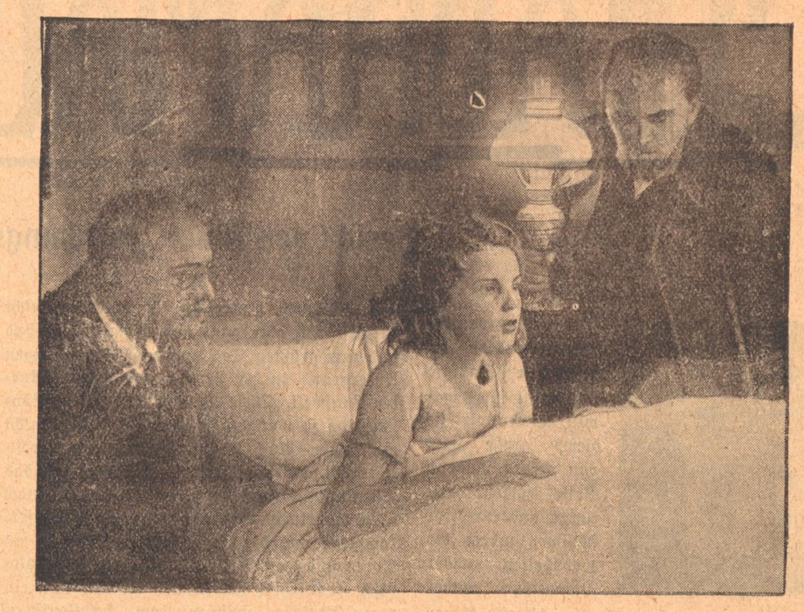
23....e5—e4?

Die besten Rettungsmöglichkeiten bot 23...Sc5! Nach dem Textzug hingegen ist Weiß in der Lage, den feindlichen Ansturm restlos abzuweisen.

24. f3×e4, Sd7—e5; 25. Da5—d8! Se8—f6;
26. Lc1×f4! Se5—f3 +; 27. Le2×f3, Dg5×f4;
28. Dd8—d6, Df4—h4; 29. g2—g3, Dh4—h3;
30. e4—e5! h7—h6; 31. Lf3—d5 +, Kg8—h7;
32. Dd6×f8, Sf6×d5; 33. c4×d5, Lc8—g4;
34. Td1—d3, Dh3—h5; 35. Sb5—d6, Lg4—e2;
36. Sd6—f7, Tg6—h6; 37. Td3—d2, Le2—c4;
38. Df8—c5. Aufgegeben.

E. Bogoljubow.

Neue Filme im Bild

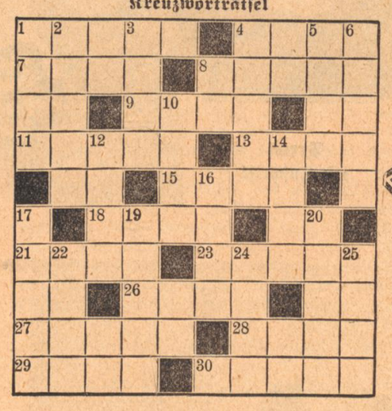


Charlotte Susa und Karl Ludwig Diehl spielen die Hauptrollen in dem neuen R. N. Film der Europa „Abenteuer im Südexpreß" den Erich Waschneck nach einem Buch von Ernst Marischka inszeniert hat. Die Musik des Films komponierte Robert Stolz.

Oben: „Hanneles Himmelfahrt"
Links: „Abenteuer im Südexpreß" (Charlotte Susa und K. L. Diehl)
Rechts: „Frühlingsmärchen", der neue Carl-Froelich-Film.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel

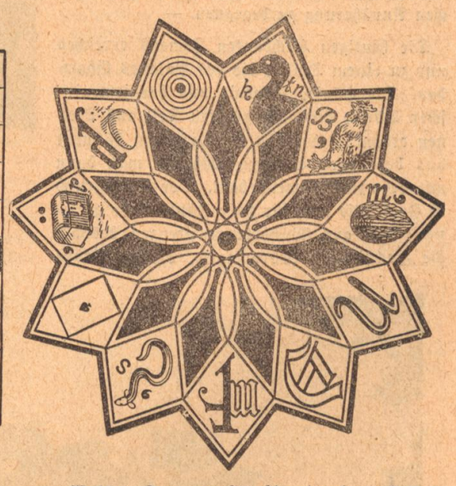


Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter

a) Von links nach rechts: 1. Bad an der Kieler Förde, 4 russische Halbinsel, 7 Nebenfluß der Saale, 8 Stadt am Nil, 9 Stadt in Bayern, 11 Eiland, 13 Haushaltsplan, 15 Salzwasser, 18 Hauch, 21 Schutzgeist, 23 weiblicher Vorname, 26 weiblicher Vorname, 27 norddeutscher Dichter, 28 Planet, 29 Musikzeichen in den Psalmen, 30 Juwelengewicht,

b) von oben nach unten: 1 nordischer Gott, 2 Kampfplatz, 3 fruchtbarer Wüstenstrich, 4 Ueberseetelegraphenleitung, 5 weiblicher Vorname, 6 Insekt, 10 weiblicher Vorname, 12 Nebenfluß der Mosel, 14 Schweizer Nationalheld, 16 Vorzeichen, 17 Ulk, 19 päpstliche Krone, 20 mitteldeutscher Eisenbahnknotenpunkt, 22 Stadt in Italien, 24 buddhistischer Priester, 25 Vogelwohnung.



Welchen Text ergeben die einzelnen Bilder dieses Rätsels, wenn sie in der richtigen Reihenfolge miteinander verbunden werden?

Auflösungen unserer Rätsel:

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Ulema, 5. Affam, 9. Rey, 10. Los, 12. Ara, 13. Nil, 14. Abt, 15. Lid, 16. Ada, 17. Tee, 18. Ulm, 20. Eva, 21. Elm, 22. Rigi, 25. Doge, 29. Ares, 30. Edam 31. Isere, 32. Reuß. — Senkrecht: 1. Unna, 2. Leid, 3. Eylau, 4. Ala, 5. Aft, 6. Salta, 7. Arie, 8. Made, 11. Ob, 19. Meise, 20. Emden, 22. Ras, 23. Ire, 24. Ger, 26. Ode, 27. Gau, 28. Ems.

Osterbilder

1. Frankreich, 2. Retorte, 3. Orinoco, 4. Ehrenpreis, 5. Hundertschaft, 6. Legende, 7. Imperator, 8. Chamäleon.

Osterproblem

Man liest in den einzelnen Buchstaben-Kassetten erst die Buchstaben mit Palmzweigen, dann die anderen. Das ergibt: Ostern ist's, auf allen Wegen sproßt dem Frühling es entgegen.

HADRAMAUT

Die Stadt der tausendjährigen Wunder

Bericht von einer Forschungsexpedition von Hans Helfritz

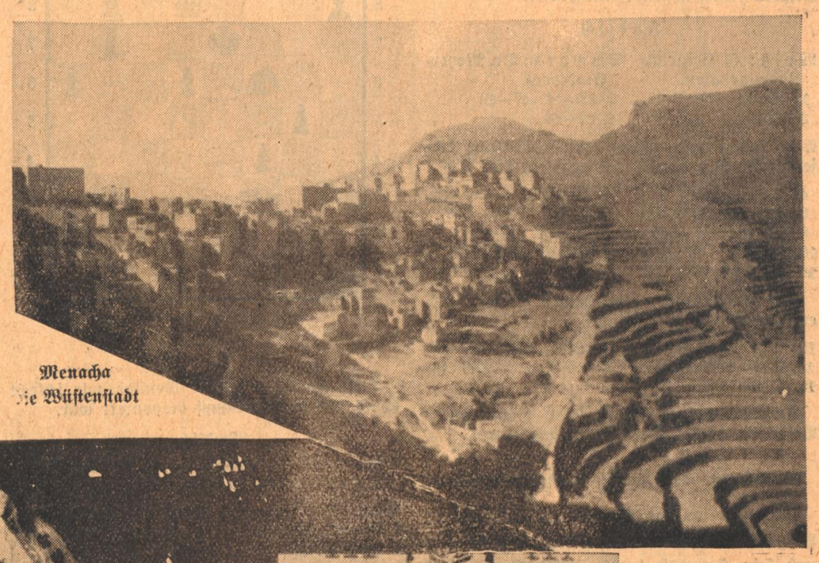
Man kann von den vielen Ländern der arabischen Halbinsel aufsuchen, welches man will, immer wird sich dieses große Land von einer anderen Seite zeigen; man findet andere Völkerstämme, andere Gewohnheiten, andere Bauweise, andere Musik, wenn auch nicht allzu schroffe Gegensätze, so erkennt man aber doch die Verschiedenheit in kleinen Stileigenarten im Norden und im Süden, in den Küstenländern des Roten Meeres und am Persergolf. Selbst in Hadramaut und Jemen, den zwei so benachbart liegenden Ländern des südlichen Arabiens, finden wir wohl in der Architektur das Bestreben, in Städten und Dörfern Hochhäuser zu errichten, doch die Art der Ausführung, die Gestaltung der Ornamente ist in beiden Ländern grundverschieden und wird meist durch das vorhandene Baumaterial bedingt.

Der erste Hochbau Arabiens und überhaupt der erste der Welt wurde schon zu der Zeit der Könige von Saba in Sanaa, der heutigen Hauptstadt Jemens, errichtet. Bald nachdem die Königin Balqis von Saba von ihrem durch die Bibel bekannten Besuch bei König Salomo zurückgekehrt war, entstand in Sanaa, so berichtet uns der arabische Schriftsteller Al Hamdami, der prächtigste Palast in der Welt, der Königspalast Ghamdan. Zwanzig Stockwerke hoch soll dieser Königspalast gewesen sein. Nach der Vollendung des zwanzigsten Stockwerkes stieg der Baumeister dieses Hauses früh morgens auf das Dach des Palastes und sah seinen Schatten bis zum Fuß des Djebel Ufor reichen. „Das ist hoch genug", sagte er, „für den Ruhm und die Sicherheit der Könige!" Dieser Palast überragte alle Häuser der Stadt und von seinem Dach aus konnten später die Könige weit in die große Sanaa-Ebene hinausschauen. Sie konnten sehen welche Karawanen eintrafen, und waren in der Lage, jeder feindlichen Annäherung zu begegnen. —

Die heutigen Hochbauten Jemens erreichen nur zu einem Drittel die des Palastes Ghamdan. Die Häuser Sanaa's und der jemenitischen Dörfer sind zum größten Teil aus Steinen erbaut. Jedenfalls der Unterbau ist meist aus behauenen Steinen, während man dann mit Lehmziegeln weiterbaut. Der Untergrund ist Fels, also auch für hohe Häuser sehr geeignet. Fast ans Wunderbare grenzen deshalb die Hochhäuser Hadramauts, die an Größe und Schönheit hinter den jemenitischen nicht zurückstehen, aber ganz aus Lehm gebaut sind und zum größten Teil auch noch auf lehmigen Untergrund, in den Wadis, dem ausgetrockneten Flußbett. Diese Bauten sind in der Konstruktion so wunderbar abgepaßt, daß sie nicht einstürzen. Auch in der Hadramauter Architektur finden sich deutliche Anklänge an das Altertum. Besonders ist es die Art der nach oben hin etwas verjüngt zulaufenden Häuserkomplexe und die Art der Bogenführung an Toren und Fenstern, und diese Art ist babylonisch. Tatsächlich hat ja auch im Altertum ein reger Verkehr zwischen dem babylonischen Reich und Südarabien bestanden. Es gab einen Karawanenweg quer durch ganz Arabien, die sogenannte Weihrauchstraße, auf der die Kaufleute beider Länder ihre Waren beförderten. Auch die spitzen Zimmer und Türme der Hadramauter Häuser lassen den alten Einfluß vermuten. Ornamental verziert werden die Häuser mit weißen Kalkbemalungen. In Jemen werden diese Verzierungen aus Gips dick auf den braunen Lehm aufgetragen. — Glas für Fenster kennt man in ganz Südarabien nicht. In Hadramaut werden die Fenster nur mit hölzernen Läden und Gitterwerk verschlossen, während man in Jemen Scheiben aus durchsichtigem Alabaster herstellt, der dort in den nahen Gebirgen gefunden wird. Stilistisch interessant sind in Südarabien auch die Moscheen mit ihren Gebetstürmen. Die Moscheen Hadramauts haben spitze, etwas gerundete Kuppeln mit durchbrochenem Lehmgitterwerk und runde nach oben verjüngt zulaufende Minaretts, die oben ebenfalls Durchbrechungen aus Lehmverzierungen aufweisen. Alle Moscheen und Gebetstürme Hadramauts sind ganz und gar weiß gekalkt. Die jemenitischen Moscheen haben Rundkuppeln, die Minaretts zylindrische aus braunem Stein oder Lehm mit jemenitischen Ornamenten aus weißen Gipsen abgesetzt. — Die große Moschee in Sana ist in den Tagen des Propheten erbaut. Ueber dem Hauptportal befindet sich ein großer Stein mit guterhaltener sabäischer Inschrift.

Der König von Jemen hat sogar in seiner Hauptstadt ein kleines Museum eingerichtet. Sabäische Inschriftensteine und Skulpturen befinden sich dort neben einem alten Madonnenbild aus Holz geschnitzt, von dem man auch nicht weiß, wie es diesen merkwürdigen Weg hierhin gefunden hat. Besonders erwähnenswert sind kleinere Kunstgegenstände, vor allen silberne Filigranarbeiten, die man heute noch dort herstellt. Aus dem Silber der Maria-Theresia-Taler verfertigt man Dolchscheiden, Dolchgriffe, Griffe von Messern, Gürtel und Frauenschmuck und kleine Büchschen, in denen man ein Amulett, ein Koranspruch, aufbewahrt, und das man stets am Gürtel bei sich trägt. Es gibt ganz berühmte Silberschmiede, besonders in Hadramaut, deren Arbeiten in ganz Arabien bekannt sind. Auch die besten und teuersten Stahlklingen werden in Hadramaut hergestellt. Für Kunstgewerbe sind überhaupt die Hadramauter besonders befähigt. Schon vor hunderten von Jahren reisten Hadramauter Handwerker in alle Teile Arabiens und nahmen dort Aufträge entgegen. Alles, was man heute an alten kostbaren Holzschnitzereien und Schmiedearbeiten an Türen und Erkern der Häuser in Hedjas oder Jemen findet, ist meist von Hadramautern hergestellt.

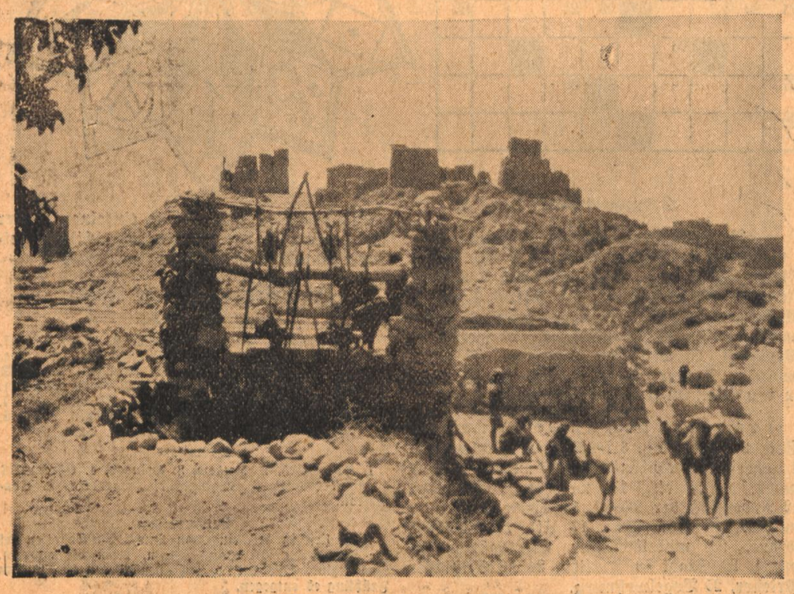
Text und Aufnahmen Copyright aus Helfritz



Menacha
Die Wüstenstadt

Portal
mit Inschrift

Kunstdenkmäler aus Hadramaut:
Mitte oben: Rätselhafte Tierfigur
Mitte unten: Messergriffe aus Bronze
Rechts: Verzierte Bronzetüre



Ein Brunnen in der Wüste

Ein Schmied auf dem Jahrmarkt

Von Walter Persich

Der Schmied Jan hat den schwarzen Anzug angezogen, mit der Uhrkette aus Silber, die ihm im vorigen Jahr der Händler auf dem Jahrmarkt in Stendal verkaufte. So marschiert er zur Stadt, Gold klimpert in seiner Tasche, das Haar weht, weil er den Hut in der Hand trägt, und seine Augen sind lustig, denn Jan schwingt seinen Hammer so gut wie das Tanzbein, und heute gibt es was im Sternenhof, das steht mal fest. Lore, wird auch da sein, und wir wollen sehen, sagt er ganz laut, ob sie nicht doch noch ihre Lippen stillhält, um Mitternacht. Er wird ihr die Uhr zeigen, die bringt der Händler in diesem Jahre für gutes Geld mit und Jan hat so gespart, daß es heute noch für manches Glas Bier langen könnte — und, wer weiß, wenn Lore will, für einen der schönen Ringe, die man kaufen kann . . .

Bald traben die Pferde mit kleinen Wagen an ihm vorbei, Menschen winken, die ihn kennen, andere lachen und sprechen laut und fuchteln mit den Armen. Das ist ein großer Tag, alle werden wieder da sein, und als er durch das breite und spitze Tor schreitet, sieht er viele Menschen auf der Straße, Fahnen wehen aus den Fenstern, Papiergirlanden sind gezogen mit Laternen daran, und es ist ein großes Heidi.

Auf dem Marktplatz geht Jan an den Buden vorbei, Mädchenaugen stehen oft dicht vor den seinen, warm schimmert die Haut, aber sie mögen vorbei gehen, erst wird er die Uhr kaufen, und dann sucht er Lore. Der Händler grinst. Gut, sagt er, fein, daß Sie sind gekommen, Herr Jan. Ich weiß, ein Mann ein Wort — und darum ist auch die Uhr da. Eine schöne Uhr, Herr Jan, viel zu schade für alle Welt — aber Sie sind einer von den Rechten, Ihnen verkaufe ich sie billig — gar drauflegen tu' ich! blinzelt er und wägt das blanke Ding in der Hand. Jan zählt die Silberstücke — da drängt der Händler seine Hand beiseite: Geld ist gut, aber ich weiß etwas, das für uns beide besser ist, Herr Jan! — Nun? — Ja, man spricht davon, daß Sie sind ein so starker Mann, der biegt mit einer Hand ein schweres Hufeisen . . . Der Schmied starrt den Fremden an: Was soll das? Ganz einfach, Herr Jan, in diesem Jahr ist gar nichts Ordentliches los auf dem Jahrmarkt, und zwei, so wie wir, ich mit dem Verstand, Sie mit der Faust, könnten viel, viel Geld verdienen. Die ganze Uhr gäb ich umsonst, würden Sie vor meinem Stand zeigen, wie man Eisen biegt mit einer Hand! Jan braust auf: Bin ich ein Jahrmarktslümmel, ein Umherzieher, eine Budenfigur? Schmied bin ich und mach ehrliche Arbeit. Hier ist das Geld, ich will die Uhr! Nimmt sie und geht. Der Händler wiegt den Kopf und blinzelt ihm nach: Ist nicht aller Tage Abend, Herr Jan. Guter Rat wird selten so billig gegeben!

Jan sucht. Und findet — Lore; will auf sie zueilen, da sieht er, wie sie dem Wirtssohn Hermann winkt. Ja, freilich, der hat viel Geld! Nur feige ist er, läuft vor Prügeln davon und stellt jedem Mädchen nach, und die Lore muß diesen nehmen! Sie, die alle haben kann, auch den prächtigen Jan, nimmt diesen Spritkocher wegen seiner Taler und lacht noch freundlich — und da sie vorbeigeht, senkt Jan den Blick und sieht ihre schönen Füße in neuen roten Schuhen, hört er ihre Stimme, hört er ihre Kleider, ihren Gang, und ihr Haar ist so blond.

Nein, auf diesem Jahrmarkt ist nichts rechtes los. Die Uhr in der Tasche ist gar keine Freude, wenn man denkt, daß man rote Schuhe für's Geld hätte kaufen können. Einmal hat die Lore ihm gesagt, sie will später eine Dame werden und nur Seide tragen. Da lachte er: Eine Schmiedsfrau habe es auch gut und keine Sorgen und viel Freude an starken Söhnen. Seide . . .

Auch am Nachmittag ist der Händler noch bereit, sein Anerbieten aufrecht zu erhalten. Einen Taler bietet er, packt seinen wenigen Kram zusammen, zieht mit Jan über den Markt zu einem wegen Erkrankung des Wahrsagers verlassenen kleinen Zelt, in das Jan zunächst mit seiner Schamhaftigkeit hineingesteckt wird — später muß er mit draußen stehen und seine Muskeln zeigen — und nun geht das Gebrüll los . . . der stärkste Mann des Jahrhunderts, viele Kraftprämien . . . biegt Eisen wie Blech! Die Leute kommen, zwanzig Pfennig sitzen locker zur Jahrmarktszeit, und man will alles gesehen haben . . .

Am letzten Tage, Jan hat schon fünfzig Mark in einer Woche verdient, drängen sich auch noch die Menschen ins Zelt, und dabei ist — wie man später merkt — Lore mit dem Gastwirtssohn. Jan zerreißt eine Kette, da hört er ein Lachen und die Worte: eine Jahrmarktsfigur! Das Mädel hat sie spitz gesagt und will schon mit dem Anderen das Zelt verlassen — jetzt springt die Kette. Seide, denkt Jan, und die Wut schießt ihm hoch, daß er selbst sich zu zerreißen glaubt, und sein Arm schleudert das Eisenstück hinüber, es trifft Hermann und der sackt um.

Laufen Sie! krächzt der Händler. Auf der Landstraße finde ich Sie — sonst Polizei! Ja, dies ist nun wohl ein Mord und schlimm wird alles werden. So läuft Jan, der vor niemand Angst hat, um sein Leben, läuft unter den Kirschbäumen die Straße gen Magdeburg und trifft um zwei Uhr nachts den Händler wieder. Sie ziehen weiter, Jan heißt Charles King, der Eisenkönig, niemand weiß in den Städten und Flecken von einem Schmied Jan. Der muß vergessen sein.

Auf dem Hamburger Dom, dem riesigsten Rummelplatz der Welt, kommt an einem schneeüberglitzernden Morgen der Händler mit einem feinen Herrn, Pelz auf dem Mantel, Zigarre, Ringe, und es beginnt die große Verhandlung über das Schicksal des Schmiedes Jan. Er muß es einsehen, der Alte bringt ihn nicht weiter. In die Heimat, meint er, kann er nicht zurück, der Fremde bietet ihm tausend Mark im Monat, tausend Mark! Aber auf fünf Jahre soll er sich verpflichten, und wenn er nach fünf Jahren wieder auftritt, will der neue Manager alle Vorrechte auf Verträge haben. Der Händler wird abgefunden, drei Tausender erhält er und zieht ab: Viel zu wenig, für das, was ich an dem Jungen getan habe! Da Jan nichts anderes übrig bleibt, unterschreibt er, und schon hat er es nicht mehr nötig, auf dem Dom zu frieren. Er bezieht ein Zimmer in einem von Marmor und Licht blitzenden Hotel. Herr Stoff, der Manager, trainiert ihn ein. Jetzt merkt Jan, daß seine Künste schlecht waren, daß Kraft allein garnichts ist, daß man eine Technik in Griffen, Stützpunkten, Bewegungen entwickeln muß, um dreimal so viel zu bewältigen, als die Hände es allein vermögen.

Das erste Engagement im Variete. Der Schmied ist zum fellgeschmückten Germanen geworden, hat gelernt, sich zu verbeugen, steht in Scheinwerferlicht und wird von Sportsleuten nicht weniger bewundert als von hysterischen Damen, die ihm Briefe schreiben. Tausend Mark verdient er, dieses ganze Geld ist sein eigen, alle anderen Unkosten trägt Stoff, und kann sie tragen, denn er nimmt das zehnfache ein, und man sollte denken, Jan müsse ein froher Mensch werden in Glanz, Verehrung, Beifall und Entfaltung seiner Kraft vor Tausenden, die andere Geschäfte haben und darum dieses für romantisch halten. Wäre nicht die Allee der Kirschbäume zwischen Stendal und Magdeburg, wäre nicht die Lore und der Sohn des Gastwirts — jetzt könnte er Seide kaufen und rote Schuhe und goldene Ketten. Aber das hat er doch schon gelernt, wie wenig es bedeutet. Jahrmarktsfigur, tausend Mark — Jahrmarktsfigur, so oder so, und ein Mord.

Sie sind in Berlin, noch dreißig Tage, dann sind die fünf Jahre dahin und Jan weiß schon, was er will: nicht mehr diesem Manager das ganze Geld lassen. Hinter den Kulissen hat man auch ihn schlau gemacht, und Herr Stoff ist durchaus bereit, zu halben Teilen zu arbeiten, wollte der Kraftmensch nur unterschreiben.

Da geht Jan über den Kurfürstendamm, die Sonne liegt breit vor den Kaffees. Herr Stoff pafft Zigarren und sagt: Nehmen Sie doch Vernunft an, mein Lieber, besser bietet Ihnen . . . was ist los, denkt er? Da läuft Jan hinter einer Frau her, die plötzlich, als sie ihn sah, ihre Blumenkörbe von den Steinen hochgerissen hat, er holt sie mit ein paar Sätzen ein, hält ihren Arm — Lore?

Sag, stößt er hervor, ist es schlimm geworden — mit Hermann?

Sie windet sich, die Tulpen fallen bei ihren Bewegungen zu Boden, ihr Gesicht ist abgewandt und gerade darum so hübsch — ein wenig älter, ein wenig anders, die Lippen runden sich ganz weich und sie müssen heiß werden bei Küssen.

Hermann? Sie lacht. Der — — das ist ein Feigling! Wir wußten doch immer, wo du umhergezogen bist! Das ganze Dorf schrie ihm zu: Zeig es ihm, er hat dir Schimpf getan vor allen Leuten! Und immer redete er sich heraus, nie ist er gegangen. Da hab ich, Jan — gern sag ichs nicht, doch man soll wahr sein — mein Wort bereut.

Jahrmarktsfigur, ich weiß. Sanft sagt das der große Kerl — aber ich bin das wohl auch . . . weil ich dachte, er sei tot und ich ein Mörder.

Er lebt und er betrügt beim Kartenspiel, ich bin nie wieder mit ihm gegangen und weil man mit Fingern nach mir wies: die hätte den Jan haben können, aber mit dem Filou ist sie gelaufen! Weil man das sagte und niemand ihnen über den Mund fuhr, bin ich fortgegangen. Und nun lebe ich in Berlin auf einem kleinen Zimmer und hole mir ganz früh, wenn die Stadt noch schläft und das Licht schön über den Asphalt fällt und an die Felder erinnert, Blumen vom Markt . . .

Was hast denn du gedacht, Lore — was ich — hätte — tun sollen?

Sie antwortet nicht, nimmt nur die Tulpen wieder von den Steinen, ordnet sie und schaut hinüber nach einem Autobus, ein Schupo hält die Hand steil hoch.

Ich, sagt da Jan, will bald wieder zurück und eine eigene Schmiede aufmachen. Würdest du mit mir kommen? Ich habe schon einmal gesagt, eine Schmiedfrau hat es gut.

Kann sie es denn nicht begreifen? Dieser große Mensch steht da mit hängenden Armen, hat einen feinen Anzug an, wie die Herren der Stadt, und er will sie immer noch. Und das Dorf wird Augen machen!

Herr Stoff ist vollkommen entsetzt. Die Passanten auf dem Kurfürstendamm bleiben stehen, ein Schupo kann eine Minute überhaupt nicht den Autoverkehr beachten, so starr hält er den Arm in die Luft. Am nächsten Tag liest man in der Zeitung, welch seltsame Szene sich mit dem Kraftmenschen Charles King mitten auf der Promenade abspielte: Blumen lagen rings um ihn zu Boden und die bäurisch-schöne Verkäuferin hing an seinem Halse — auf offener Straße! Als dann die Meldung durch die Blätter läuft, daß King — der Schmied Jan — nur noch zwanzig Tage aufzutreten gedenke und nie mehr, beginnt ein Sturm auf die Varietékassen, wie man ihn noch nicht erlebt hat. Der starke Kerl — so sagt Herr Stoff — ist wahnsinnig! Um eine Bäuerin zu heiraten, geht er wieder in die Vergessenheit der einfachen Leute zurück — und er war eine so einzigartige Entdeckung . . .

Ein alter Musikant /

Von Hans Friedrich Blunck

Wie ich an meinem Hoftor, dessen Holz sich unter dem vielen Regen des Jahres geworfen hat, ein wenig hobeln will, kommt jemand die Landstraße herauf, schaut mir eine Weile zu und fragt, ob er nicht für ein oder zwei Stunden helfen könne. Und ob ich nicht eine warme Suppe hätte oder — ich muß plötzlich aufschauen, ist mir doch, als hätte ich diesen alten zerrissenen Bummler schon einmal gesehen.

„Gut," sage ich also, „ich muß die Pforte ausheben, fassen Sie mit an!"

Der Landstreicher versucht es mit zitternden Händen; viel Hilfe habe ich nicht von ihm, auch ist der Schnapsgeruch mir widerlich. Aber daß er lange nichts gegessen hat, glaube ich ihm schon, und weil die Gärtnersfrau grade ihren Mann zum Essen ruft, frage ich sie, ob sie nicht etwas Warmes übrig habe. Es ist eine gutmütige junge Frau, sie bringt bald eine dampfende Erbsensuppe in einem billigen blaugefaßten Teller, einen Zinnlöffel dazu, wie sie ihn für solche Armen stets zur Hand hat.

Der Landstreicher guckt mich fragend an. Ich nicke ihm zu: „Ja, essen Sie nur, ich werde auch ohne Sie fertig." Aber im gleichen Augenblick, wo ich den Blick von ihm auffing, habe ich ihn wiedererkannt, fällt mir eine vertrackte Geschichte aus der Zeit ein, wo ich als Student das Land abstreifte, gut Freund mit jedem, der gleich mir die Straße trottete und jungenhaft begeistert für Heuschober und Gespräche mit wanderndem Volk.

Ich versuche mir die Zeit wieder deutlich zu machen und während mein müder Suppengast seinen Teller auslöffelt und ich mit dem Hobel über die verquollenen Türleisten hin- und herfahre, bin ich in meinen Gedanken weit zurück und wandre mit einem fahrenden Musikanten längs der Landstraße; er führt eine zweisaitige Geige unter dem Arm, erzählt von Dorftänzen und läßt sich voll Grimm über das nächste Wirtshaus aus, wo man ihm — und er schildert es mit Eindringlichkeit — vor Jahresfrist eine Sonntagsmusik nicht genug bezahlt hat.

Ich werde ebenso zornig wie neugierig auf das geizige Krögerpaar und weil der Kamerad von der Musik voll von Streichen steckt und ich noch einige Groschen in der Tasche habe, lade ich ihn auf einen Teller Suppe ein. Abgemacht — und er will mir einen Spaß vorführen! Aber er ist ein guter Kerl, der seine Sachen allein aussicht und er macht es mir zur Pflicht, zu aller Unterhaltung zu schweigen. —

Wir traten ein, bestellten und löffelten die Suppe bis zum Boden; heißhungrig waren wir! Nichts geschah dabei. Erst im Augenblick, wo mein Freund Musikant fertig war, entdeckte er — entdeckte er mit einem überraschenden Schrei den Teller, kehrte ihn nach allen Seiten, rieb daran, blies ihn an wie ein Münzsammler, hielt ihn schräg, fuhr mit kurzsichtigen Augen den unteren Rand entlang, daß sogar ich neugierig die Brille aufsetzte und nach Zeichen und Wundern suchte. Aber es war ein ganz gewöhnlicher Teller, ein wenig altmodisch vielleicht.

„Wo haben die Leute um Gotteswillen den Teller her?" murmelte mein Freund und tat wieder einen kurzen Schrei des Erstaunens. Einige Gäste horchten auf, der Wirt unterbrach die Lesung der Kreiszeitung so plötzlich, daß ihm der Klemmer auf die Nasenspitze rutschte und die Wirtin hielt auf, die Tonbank abzuwischen. „Den Teller haben Sie wohl schon lange Zeit, wohl schon sehr lange?"

Es waren damals die Jahre, wo man sich auf gutes altes Handwerk besann, und draußen auf dem Lande begriff, daß sich unter allerhand altem Gerümpel, das man bis dahin in Bausch und Bogen an den Trödler verkauft hatte, oft Dinge befanden, die mehr als schöne neue Plüschmöbel wert waren. Eine Art Entdeckungsfieber war im Schwang: wie sollte die geizige Wirtin, die bei der Sonntagsmusik die Groschen sparte, nicht davon wissen?

„Was sagst du?" fuhr der andere mich an, „Delft, sage ich, ein ganz altes Delfter Stück!"

Ich zog die Stirn kraus, schwieg aber gemäß unserer Verabredung. Dabei merkte ich, dieser Musikant hatte allerlei aufgeschnappt, er wußte von vier oder fünf alten Delfter Siegeln — mir wurde unheimlich vor so viel Wissen.

„Hm, hm," antwortete ich bedrückt.

„Aber das ist das prächtigste Stück, das ich jemals gesehen habe," er drehte den Teller gegen das Licht, er ließ ihn auf der Kante laufen, er ließ ihn wirbeln und klappen, als gehörte das alles zur Untersuchung.

„Ich weiß nicht, was das Stück wert ist. Woher haben Sie das nur," fragte er die Wirtsleute wieder. Gewiß hat euer Großvater es von einem Feldzug mitgebracht. Oder kommt ihr von Holland?"

Und zu mir gewandt: „Drüben ist alles abgegrast, sage ich, aber hier wissen die Leute nicht, was für Schätze sie im Hause haben. Ein Prachtstück! Nicht unter hundert Mark, — was sage ich, nicht unter hundertundfünfzig Mark zu haben, Herrgott, und die Leute benützen solche Schätze für Erbsensuppe."

„Hm, hm," erwiderte ich pflichtgemäß und beugte mich unsicher zu meinem Teller hinüber. Dabei hörte ich leise: Geh voran und lauf was du kannst!" Und während ich überrascht und zögernd aufstand, wie um die Tür zu finden, sah ich meinen sonderlichen Freund, noch ehe die überraschte Wirtin recht zugreifen konnte, mit dem Teller zum Fenster stapfen, sah, wie er ihn gegen das Sonnenlicht hielt, hörte noch: „Statthalter — Oranien-Schloß im Haag" — es war, als läse er eine Wassermarke im Licht. Und plötzlich, während die andern sich näher drängten und der Sachverständige den Teller höher und höher gegen die blinkende Sonne da draußen hielt — vorsichtigerweise hatte ich die zwei Groschen für die Suppe auf den Tisch gelegt — geschah es, daß mein Freund auf den Zehen tänzelnd das Gleichgewicht verlor; unter Schreckensruf, unterm Gekreisch der hinzuspringenden Wirtin, glitt ihm der Delfter Teller aus der Hand, fiel flach auf den Fliesenboden und zersprang in hundert Stücke. „Mein Gott, mein Gott," jammerte mein Freund. Und während Wirt und Wirtin und Gäste im ersten Schreck nach den Scherben langten — schlupfte der Musikant durch die Tür und rannte mit langen Beinen, die Geige im Arm, die Landstraße hinunter, kaum konnte ich ihm folgen.

„Na", keuchte er, „die Geizkrägen haben es gekriegt, denen tut ein paar Tage der Teller leid."

*

Der letzte Spahn ist abgehobelt, ich will die Tür wieder einsetzen. Der Landstreicher vor meinem Hause setzt den Teller hin und will mir helfen, aber das Leben hat ihm arg mitgespielt, er macht nur noch die Gebärden, als hebe er an, ich muß den Gärtner zu Hilfe rufen. Grade will ich fragen, wie es ihm in der Zwischenzeit ergangen ist, will so gütlich leise die alte Geschichte in Erinnerung bringen, da hebt mein Freund, unbeschäftigt wie er ist, plötzlich den Teller hoch, hebt ihn gegen das Licht, dreht ihn nach allen Seiten. „Uebrigens," fragt er heiser, „wo haben Sie den Teller her? Altes Erbe, wahrscheinlich? Hören Sie mal, ich verstehe mich darauf."

Er begreift nicht, warum ich plötzlich in ein abscheuliches Gelächter ausbreche. Ein roter Schein fliegt über sein blasses, stoppeliges Gesicht. „Warum lachen Sie doch? Dieser Teller hat seinen Wert — Ihr Großvater kam wohl von Holland? Nein?"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Stauwerk Kembs

Aus einem kürzlich gehaltenen Vortrag des Dipl.-Ing. Beutefuhr, Direktor bei der großen deutschen Tiefbaufirma Dyckerhoff & Widmann, entnehmen wir noch Einzelheiten, die unsere Leser hier in Baden besonders interessieren werden.

Die Baustelle der Staustufe Kembs, bestehend aus dem 4,5 Klm. unterhalb der Schweizer Landesgrenze beginnenden Rheinseitenkanal, der Großwehranlage, der Kraftanlage und der Doppelschleuse, war die größte Baustelle der letzten Jahre in ganz Europa. Der Rheinseitenkanal dient der Umgehung des Schiffahrtshindernisses der Isteiner Schwelle.

Am Wehr wird der Rhein um 14,5 Meter aufgestaut. Jede der 5 Oeffnungen des Wehrs hat 30 Meter lichte Weite. Da unterhalb der Kiesschicht auf der Flußsohle eine nicht genügend tragfähige Mergelschicht vorhanden ist, mußten die Wehrpfeiler sehr tief begründet werden, so daß sie bei 30 Meter Länge eine Höhe von der Gründungssohle bis zur höchsten Spitze von 49 Metern erhielten. Ein Dammbalken zum Verschließen einer 30-Meter-Oeffnung hatte das stattliche Gewicht von 55 Tonnen. Er wird durch je zwei Windwerke herabgelassen, die im Wehrbedienungssteg aufgestellt sind, welcher das Stauwehr überbrückt.

Es konnte am Stauwehr mit Rücksicht auf die Schiffahrt immer nur eine der Wehröffnungen in Angriff genommen werden, und diese wurde systematisch fertiggestellt, so wie man es auf unserer Abbildung für diejenige Oeffnung erkennt, welche sich am deutschen Ufer befindet. Hier beginnt man gerade die Baugrube für den zweiten Pfeiler durch eine Spundwand frei zu machen. Nach Trockenlegung der Baugrube werden eiserne Senkkasten für die Pfeilerbegründung in die Flußsohle abgesenkt. Durch das eigene Gewicht sinkt der Senkkasten tiefer und tiefer, je mehr Boden von den Arbeitern im Senkkasten mit Spaten und Spitzhacke geleckert und aus dem Senkkasten ins Freie befördert worden ist. Zwischen den Pfeilern wurden für die Gründung der Wehrschwelle Senkkasten aus Eisenbeton niedergebracht. Zur Abdeckung der Wehrschwelle und des Absturzbodens dienten Granitquader, die sehr genau gearbeitet und zusammengefügt werden mußten, damit das reißende Wasser hinter dem Wehr keine Angriffspunkte erhält zum Losreißen dieser Quader oder gar zur Unterspülung. Für die Gründung der gesamten Stauwehranlage wurden im ganzen 36 Senkkasten gebraucht.

Der Fischerei trug man Rechnung durch einen Fischaufzug und eine Fischtreppe. In Fischereikreisen ist man allerdings nicht zufrieden. (Wir verweisen auf unseren Artikel „Millionenschaden der Fischerei am Oberrhein im „Führer" vom 13. März dieses Jahres.)

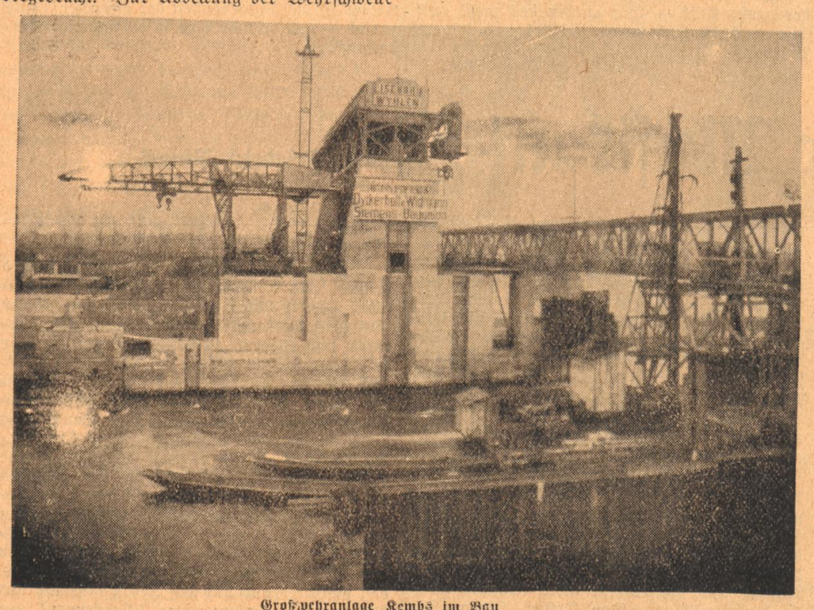
Das Stauwehr im Rhein legt Zeugnis ab von deutschem Ingenieurschaffen und deutscher Wertarbeit und war die letzte große Arbeit, die auf Reparationskonto ausgeführt wurde!

Der Seitenkanal ist mit 150 Meter Breite größer als der Suezkanal und ist heute der größte Binnenschiffahrtskanal Europas.

Jede der beiden Schleusen hat 25 Meter Breite und überwindet einen Höhenunterschied von 14 Meter. Die Doppelschleuse ist gleichfalls die größte Europas. Im Krafthaus von 135 Meter Länge sind 6 Generatoren aufgestellt, die von Kaplanturbinen gewaltiger Abmessungen angetrieben werden und insgesamt eine Leistung von mehr als 200 000 PS. zu erzeugen vermögen.

Der Seitenkanal, das Kraftwerk und die Doppelschleuse wurde von einem Konsortium dreier französischer Großunternehmungen gebaut, wobei aber in weitestem Maße modernes, sehr leistungsfähiges Erd- und Betoniergerät deutscher Lieferwerke zur Anwendung kam.

Der Bau des Kembser Wehrs und der Schiffahrtsanlagen zur Ueberwindung des Schiffahrtshindernisses der Isteiner Schwelle bildet die Voraussetzung für die künftige Schiffbarmachung der Oberrheinstrecke Basel—Konstanz und ist daher auch für unser Land Baden von großer Bedeutung.



Großwehranlage Kembs im Bau

Blick vom elsässischen Ufer

Wiesentalbahn elektrisch

Die nachfolgenden Ausführungen wurden uns vom KDAJ., Bezirksleitung Mittelbaden, zur Verfügung gestellt. Es ist erfreulich, daß Baden in einer volkswirtschaftlich so wichtigen Neuerung führend ist.

Die Wiesentalbahn, die als eine der ersten elektrifizierten Bahnstrecken der Reichsbahn eine bedeutende Rolle in der Entwicklung der elektrischen Zugförderung spielte, erhält gegenwärtig als erste deutsche Bahnstrecke ein neues Stromversorgungssystem, das von deutschen Firmen entwickelt, eine grundsätzliche Neuerung darstellt. Die elektrischen Vollbahnen sind für den Betrieb mit Einphasenwechselstrom von 15 000 V Spannung und 16⅔ Perioden eingerichtet. Die gegenüber der normalen Licht- und Kraftnetzfrequenz von 50 Perioden abweichende Periodenzahl des Bahnstromes ist durch die besonderen Anforderungen bedingt, die an den Bahnmotor gestellt werden. (Der Reihenschluß-Kommutatormotor für Einphasenwechselstrom arbeitet nur bei geringer Periodenzahl einwandfrei.) Der Bahnstrom kann wegen seiner abweichenden Periodenzahl nicht unmittelbar dem allgemeinen Netz entnommen werden, sondern mußte bisher in eigenen Bahnkraftwerken durch besondere Bahnstromerzeuger erzeugt oder aus 50-periodigem Strom der Kraftwerke durch rotierende Umformer, die teuer und umständlich in der Wartung sind, umgeformt werden. Dieser Umstand verteuerte den elektrischen Bahnbetrieb sehr. Deshalb haben die deutschen Ingenieure nach einer anderen Möglichkeit gesucht, den Bahnstrom aus 50periodigem Strom herzustellen und dieses Mittel in dem gittergesteuerten Quecksilberdampf-Umrichter gefunden. Diese Apparate wurden durch planmäßige Fortentwicklung der älteren Quecksilberdampf-Gleichrichter gefunden. Während der gewöhnliche Quecksilberdampf-Gleichrichter aus Wechselstrom nur Gleichstrom einer bestimmten Spannung herzustellen gestattet, war mit der nächsten Entwicklungsstufe, dem gittergesteuerten Gleichrichter die Erzeugung von Gleichstrom beliebig regulierbarer Spannung möglich. Dieser Apparat konnte dann auch durch Umkehrung der Energierichtung als Wechselrichter d. h. zur Umformung von Gleich- und Wechselstrom beliebig wählbarer Frequenz benützt werden. Durch Kombination eines Gleich- mit einem Wechselrichter wurde dann schließlich der Umrichter geschaffen, der Wechselstrom von 50 Perioden in Bahnstrom umzuformen (mit Gleichstrom als Zwischenstufe) gestattet. Die neueste Form des Umrichters schließlich umgeht die Zwischenstufe des Gleichstromes und formt direkt 50-periodigen Kraftstrom in Bahnstrom von 16⅔ Perioden um.

Dieses neue Gerät, das in den wissenschaftlichen Laboratorien verschiedener deutscher Großfirmen und Forschungsstellen entwickelt wurde, soll nun bei der Wiesentalbahn erstmalig in einer technischen Großausführung, die von der AEG. in Zusammenarbeit mit der DRB. entwickelt wurde, aufgestellt werden. Die Wiesentalbahn eignet sich besonders für diesen Versuch, da sie bei ihrer geringen Länge von etwa 50 Kilometer, und ihren besonderen Betriebsverhältnissen starke Lastschwankungen hat, also hohe Anforderungen an die elastische Anpassung der Stromversorgung stellt. Ferner lag der RB. daran, die wirtschaftlich ungünstig arbeitende Umformeranlage der Wiesentalbahn, die schon seit 1913 im Dienst steht, zu ersetzen.

Der neue Umrichter hat eine Dauerleistung von 3600 KVA. und kann ½ Stunde auf 4000 KVA., 1 Minute auf 6000 KVA. überlastet werden. (Diese Zahlen entsprechen etwa annähernd einer Leistung der Lokomotive am Zughaken von 3600, 4000 bzw. 6000 Pferdestärken.) Der Wirkungsgrad bei Voll-Last ist 90 Prozent, bei Halblast 91 Prozent, der Jahreswirkungsgrad, das ist eine Maßstabsgröße zur Beurteilung der Wirtschaftlichkeit im längeren Zeitraum, beträgt 83 Prozent gegenüber 66 Prozent der alten Anlage. Mit modernen Maschinenumformern hätte man nur etwa einen Wert von 72 Prozent erreichen können.

Bis Spätherbst rechnet man mit der Inbetriebsetzung der Anlage, die eine wichtige Etappe auf dem Wege zur immer weitergehenden Elektrifizierung unserer Bahnen werden wird.

Die Technik hilft dem kranken Menschen

Der vorliegende Aufsatz wurde uns vom KDAJ — Bezirksleitung Karlsruhe zur Verfügung gestellt. Er zeigt besonders anschaulich, wie wenig gerechtfertigt die immer wieder auftauchenden Vorwürfe gegen die Technik sind.

Die Technik hat in den letzten Jahrzehnten der Medizin Hilfsmittel und Heilmittel in die Hand gegeben in einem Ausmaße, daß die physikalische Medizin ein selbständiger, umfangreicher Zweig der Medizin geworden ist.

In erster Reihe muß hier H. von Helmholtz gedacht werden, dessen Arbeiten die Grundlagen für die physikalische Untersuchung der Sinnesorgane durch Aufdeckung ihrer physikalisch-gesetzmäßigen Funktionen schuf; in zweiter Reihe W. C. Röntgen, dessen fundamentale Entdeckung der nach ihm benannten Strahlen ein ganz neues, heute wohl ausgebautes Gebiet der Medizin schuf.

Im wesentlichen kann man drei Gebiete unterscheiden, auf denen der technische Physiker erfolgreich tätig war: Diagnostik, Therapie, physikalisch-medizinische Apparatur.

Gehen wir von der Diagnostik aus, so sind Augenspiegel, Mikroskop, Spektroskop und Kolorimeter zur Untersuchung von Blut, Polarimeter zur Harnuntersuchung, Saitengalvanometer (Elektrokardiogramm), elektrische Muskel- und Nervenreize, Röntgenstrahlen, Schallmeßapparate usw. wichtige und unentbehrliche Hilfsmittel der Medizin zur Feststellung normalen oder fehlerhaften Funktionierens der verschiedenen Organe des menschlichen Körpers geworden. Daß hier und da in den Anfangsstadien bei der Bewertung der physikalischen Diagnose übers Ziel hinausgeschossen wurde, entsprang den ersten verblüffenden Leistungen und dadurch über das kritische Maß hinaus gesteigerten Erwartungen. Aber die technische Physik hat in dauernder Arbeit die Grundlagen der physikalischen Diagnose gefördert und sichergestellt.

Ein ungleich wichtigeres und ausgedehnteres Feld ist das der physikalischen Therapie. Auch hier sind nicht alle Blüten zur Reife gelangt, und das Gespenst des Krebses, das man durch Behandlung mit Radium-, Röntgen- und anderen Strahlen zeitweilig gebannt hoffte, ist zwar durch die Strahlenbehandlung gemildert, doch keineswegs behoben oder gar der operativen Behandlung entzogen. Auf der anderen Seite hat aber die Anwendung gerade der Strahlen verschiedener Art, von den kurzwelligen Röntgenstrahlen über ultraviolettes und sichtbares Licht bis zu Wärmestrahlen, auf den verschiedensten Gebieten der Medizin sowohl im einzelnen als auch für den Stand der allgemeinen Volkshygiene Ungeheures geleistet, und die Volkskrankheiten Rachitis und Tuberkulose werden anscheinend mit steigendem Erfolge durch Lichttherapie behandelt. Auch die Entdeckung des Einflusses von ultraviolettem Licht auf die Bildung der lebenswichtigen Vitamine und Hormone, auf die Teilung und Entwicklung der organischen Zelle, die Bestimmung des biologisch wirksamen Bereichs des ultravioletten Spektrums durch Hausser und Vahle gehören hierher. Neuerdings hat man auch der Anwendung der Korpuskularstrahlen in Form von Lenard-Strahlen größere Aufmerksamkeit geschenkt.

Wenn es gerade in der Strahlentherapie nicht nur Mißerfolge, sondern sogar Schädigungen häufig genug gegeben hat, so lag das nicht zum wenigsten daran, daß ursprünglich bei der Anwendung stark wirksamer Strahlen der Physiker mit seinen Methoden und Messungen nicht genügend zugegen war. Die schwierige Aufgabe der Dosierung beispielsweise der Röntgenstrahlen nach Energie und Härte hat lange Zeit zur Klärung benötigt, wie überhaupt die Dosierungsfrage in der Strahlentherapie auch heute noch der engsten Zusammenarbeit zwischen Physiker und Mediziner bedarf. Auch die Frage der spezifischen Reizbarkeit ist vielfach noch ebenso ungeklärt wie die andere Frage, über welche Wege die angewandten Strahlen ihre Heilwirkung ausüben.

Das dritte Gebiet, auf dem die technische Physik besonders fruchtbar und erfolgreich war, ist das der Apparaturen für die physikalisch-medizinische Diagnostik und Therapeutik. Wenn man die Art und Weise der Applikation von Röntgenstrahlen vor etwa 20 Jahren und daneben ein modernes Röntgen-Instrumentarium von heute vergleicht: Dort kleine luft- oder wassergekühlte Röntgenröhre mit Gasentladung, mit ihrer wechselnden, schwer beeinflußbaren Härte und Energie, mit ihrer schädlichen Wirkung nach allen Richtungen, dazu ein kleines Induktorium mit mehr oder weniger guter Leistung, hier ein vollständig durchentwickeltes Instrumentarium mit wirksamem Strahlenschutz, mit in jeder Beziehung bequem regulierbaren Röntgenröhren, mit für diesen Zweck entwickelten Induktorien hohen Wirkungsgrades, mit allen spezifischen Hilfsmitteln — da kann es nicht wundernehmen, daß mit solchen Apparaten andere Erfolge erzielt werden als damals.

Freilich bleib auch hier die Gefahr bestehen, daß eine solche Apparatur in den Händen eines Ungeübten oder Unerfahrenen schlimmes anrichten kann.

Wenn mehrfach das Beispiel der Röntgentechnik gegeben wurde, so deshalb, weil diese die nach außen am stärksten in Erscheinung tretende und den Physiker am meisten interessierende ist. Es dürfen daneben aber andere sehr wichtige Zweige, die gerade in letzter Zeit neuen Ansporn erfahren haben, nicht übergangen werden. Wichtige Untersuchungen über die Wirksamkeit kurzwelligen Lichtes im Spektrum der Sonne und in dem künstlicher Lichtquellen, überraschende Resultate über partielle Ohrempfindlichkeit von Taubstummen oder über Methoden zur Feststellung der Mittel- oder Innerohrtaubheit, die Methode der Schattenbilder, die durch ultrarote Strahlen erzeugt werden, und vieles andere versprechen Fortschritte weit über das bisher Erzielte hinaus.

So sehen wir auf den verschiedensten Gebieten innige Wechselwirkung zwischen Physik und Medizin, deren die Medizin heute nicht mehr entraten kann.

Aber diese großen äußeren Erfolge dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß noch vieles zu tun übrig bleibt, daß wir erst am Anfang stehen, daß viele Fragen noch nicht gelöst sind. Aber überall ist noch viel Arbeit nötig. So ist die Technik berufen, mit Erfolg zum Heile der Menschheit mitzuarbeiten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg